Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Der Mann, der den Eiffelturm verkaufte

„Der Jugend wird oft der Vorwurf gemacht, sie glaube immer, dass die Welt mit ihr erst anfange. Wahr. Aber das Alter glaubt noch öfter, dass mit ihm die Welt aufhöre. Was ist schlimmer?“

(Friedrich Hebbel)

Armin Laschet hat in seiner Bewerbungsrede für die Kanzlerkandidatur seinen Traum von Deutschland offenbart. Jeder, der eine Aufbruchsstimmung erzeugen will, macht Anleihen bei Martin Luther King und hat plötzlich „einen Traum“. Selbst ein Langweiler wie Laschet. Er träumt von einer Republik, die entbürokratisiert ist; von einem Land, das gestaltet und nicht in Verordnungen verharrt; das Menschen einfach machen lässt und ihnen keine Hürden in den Weg stellt; das sich verändert, digital ist, sozial, spätestens 2050 klimaneutral, Bildung für alle bietet, auch den Schwachen den Aufstieg ermöglicht. Ein "Land der Macherinnen und Macher" soll es sein. Das ist das neue Deutschland, „die Republik, von der ich träume."

Das ist kein Traum, das ist ein neoliberaler Albtraum, ein Schreckens-Szenario. Ich hoffe, dass dieser Schuss nach hinten losgeht. Die Leute, die sich für ein solches Deutschland begeistern können, sind inzwischen Anhänger der Grünen und wählen sie auch. Oder sind Anhänger der FDP, was beinahe dasselbe ist. Die Laschet-Rede hätte mit winzigen Veränderungen und Akzentverschiebungen auch Robert Habeck halten können. Söder wäre gut beraten, wenn er nicht auch noch auf diesen Zug aufstiege, in dem fast alle schon sitzen und in dem es ein bisschen eng wird. Er als CSUler hätte am ehesten die Chance, die Leute, die konservativ sind und denen es vor einer weiteren Digitalisierung und Globalisierung graust, anzusprechen und zu verhindern, dass sie noch weiter nach rechts abdriften. Das geht natürlich nicht mit einer derartigen Fortschrittsrhetorik. Viele Leute, ich schrieb neulich länger darüber, haben keinen Bock mehr auf weiteren Fortschritt und neuerliche Modernisierungsschübe, die wie Wirbelstürme übers Land fegen. Sie träumen, wie ein Buchtitel von Peter Kurzeck lautet, vom „Nussbaum gegenüber vom Laden, in dem du dein Brot kaufst“ und nicht von einem Laptop und schnellem Internet. Es ginge darum, nicht nur die Corona-Notbremse zu ziehen, sondern die berühmte Benjaminsche Notbremse. Vor beinahe hundert Jahren hatte Walter Benjamin in seinem Text *Über den Begriff der Geschichte* geschrieben: „Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.“ Diese Notbremse kann naturgemäß nicht der Herr Söder ziehen, sondern nur eine Linke, die endlich begriffen hat, dass mit dem Fetischismus der Produktion, der dem Arbeiterbewegungs-Marxismus inhärent ist, endlich gebrochen werden muss. Auch der Sozialismus sah in der Natur lediglich ein Objekt der Ausbeutung und kann deswegen aus den Zwängen und Verheerungen der Naturbeherrschung nicht herausführen. Genau das aber ist das Gebot der Stunde.

Im Zentrum der Macht ...

Bild von AlexanderHaack auf Pixabay

Mit dem Fetischismus der Produktion muss endlich gebrochen werden ...

***

In der *Süddeutschen Zeitung* stieß ich vor Kurzem auf einen Bericht über Victor Lustig, wobei niemand weiß, wie der Mann wirklich hieß. Er soll annähernd fünfzig verschiedene Identitäten genutzt haben, besaß Dutzende falsche Pässe, hatte einen Adelstitel erworben und ließ sich gelegentlich "Graf" nennen. Von Beruf war er, man wird es bereits erahnen, Betrüger. Wobei Beruf eine zu schwache Bezeichnung ist, zu nüchtern. Wie jeder gute Betrüger war er ein Betrüger aus Leidenschaft oder, wenn man lieber will, aus innerem Zwang. Er konnte nicht anders. Seine kriminelle Karriere begann er als Taschendieb, eine Kunst, die man einst an Diebesschulen regelrecht erlernen konnte. In London waren in einer solchen Schule sogenannte Klingelpuppen in Gebrauch. Geldbörsen und Brieftaschen wurden in den Taschen der Puppe verteilt und mit kleinen Glöckchen versehen, deren Anschlag ein ungeschicktes Vorgehen anzeigte. Erst wenn es dem Lehrling gelang, eine Geldbörse zu fischen, ohne dass ein Glöckchen zu hören war, hatte er sein Handwerk gelernt. Lustig verstand sich auch auf Kartentricks und andere Kleinbetrügereien. In die USA ausgewandert, verlegte er sich aufs Geldfälschen und entwarf eine angebliche Geldfälschmaschine, in die man echte Scheine einführen musste, aus denen einige Stunden später Dutzende nachgemachte werden würden. Bevor der Schwindel aufflog, war Victor Lustig bereits über alle Berge. Er soll mit dem Verkauf dieser Maschinen große Summen eingenommen haben.

'SMOOTHEST CON MAN EVER BORN!'

"Count" Victor Lustig, in center (even the title is bogus), is shown being questioned by Robert L. Godby (right), U. S. agent in charge in New York, and Peter A. Rubano, Secret Service Agent, concerning the $52,000 counterfeit money found cached in a subway locker at Times Square. Other agents described Lustig as the "slickest bunko man who ever lived." Picture by Evening Journal

EVENING PUBLIC LEDGER—PHILADELPHIA.

Victor Lustig (Bildmitte)
Foto: by Page from a 1935 Philadelphia newspaper , public domain.

Seinen größten Coup landete er allerdings Mitte der 1920er Jahre, als er den Eiffelturm verkaufte. Dieser war anlässlich der Weltausstellung 1889 errichtet worden und war bei den Parisern nicht unbedingt beliebt, weil er wegen seiner monströsen Ausmaße nicht ins Stadtbild passe. Es gab eine Menge Leute, die immer wieder seinen Abriss forderten. Aus dieser Stimmung und den ständig umgehenden Abrissgerüchten gedachte Lustig Kapital zu schlagen. Also mietete er sich als Graf Lustig in einem Pariser Luxushotel ein und gab sich als hochrangiger Beamter des Post- und Telegraphenministeriums aus. Auf ministeriellem Briefpapier und mit amtlichem Stempel verschickte er Ausschreibungen für den Abbau des Turms an re-

7.000 Tonnen wertvollen Stahls

Bild von charlemagne auf Pixabay

nommierte Eisen- und Schrotthändler. Da die Angelegenheit nicht unumstritten sei, bat er um absolute Diskretion. Der Meistbietende würde den Zuschlag für die 7.000 Tonnen wertvollen Stahls erhalten. Lustigs Wahl fiel auf André Poisson, der ihm einen Scheck und eine "persönliche Zuwendung" überreichte. Erst das Bestechungsgeld hatte die Sache seriös erscheinen lassen. Mit Scheck und persönlicher Zuwendung im Gepäck verzog sich Lustig flugs nach Österreich. In Wiener Caféhäusern sitzend verfolgte er die französische Presse und als er auch nach Wochen keine Meldung über den Verkauf des Eiffelturms fand, beschloss er, den Coup zu wiederholen. So etwas soll man nie machen. Lustig flog auf, bevor ein neuerlicher Kaufvertrag geschlossen war.

Al Capone

Wide World Photos, Chicago Bureau (Federal Bureau of Investigation), Public domain, via Wikimedia Commons

Es gelang ihm die Flucht in die USA. Dort soll er später versucht haben, Al Capone aufs Kreuz zu legen, dem er versprach eine vorgeschossene Geldsumme binnen zweier Monate zu verdoppeln. Kleinlaut gestand er dem Gangsterboss, die Geldvermehrung habe leider nicht funktioniert, aber er erhalte selbstverständlich sein Startkapital zurück. Von soviel Ehrlichkeit gerührt, soll Capone dem Lustig eine größere Summe geschenkt haben. Genau darauf, munkelt man, soll Lustig es von vornherein angelegt haben. Er verlegte sich nun noch einmal aufs Geldfälschen, wurde erwischt und zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Da es ihm früher einmal gelungen war, aus einem Gefängnis zu entweichen, verlegte man ihn nun nach Alcatraz, das als ausbruchssicher galt. Einer seiner Mithäftlin-

ge dort war besagter Al Capone, mit dem ihn eine Freundschaft verband. In Haft zog Lustig sich eine Lungenentzündung zu und er verstarb 1947 in einem Gefängniskrankenhaus.

Aus meiner Arbeit als Gefängnispsychologe weiß ich, dass Betrüger im Knast eine schlechte Presse haben. Und zwar auf beiden Seiten: bei Gefangenen und Personal gleichermaßen. Der Grund, den ich hinter dieser einhelligen Ablehnung vermute: Sie sind uns zu ähnlich. Bei näherer Beschäftigung mit Hochstaplern und Betrügern würden wir erkennen, wie nah wir ihnen sind. Schon wenn wir das morgendliche „Ich liebe dich, Schatz“ mit einem „Ich dich auch“ erwidern, haben wir in der Regel den ersten Betrug des Tages begangen, dem weitere folgen. Wer von uns ist frei von dem Bestreben, sich in besserem Licht erscheinen zu lassen und sein Selbst ein wenig aufzupeppen? Wer schmückt nicht seine Biographie mit erfundenen Episoden aus und lässt andere weg, die eher peinlich sind? Wir erfinden unsere Lebensgeschichten, indem wir sie immer aufs Neue erzählen. Sicher hatte Wilhelm Genazino recht, wenn er schrieb: „Vermutlich ist das Lügen nichts weiter als eine Begleitform des Sprechens; wer spricht, muss auch lügen, das ist alles.“ Der Betrüger ist nichts ohne diejenigen, die sich betrügen lassen. Er bedient virulente Bedürfnisse und verbreitete Wünsche. Wir arbeiten alle mit Schmeicheleien, wenn wir uns jemand gefügig machen wollen. Der Heiratsschwindler begeht nicht den Fehler, Frauen mit beruflichen Fachsimpeleien und Fußballgequatsche zu langweilen. Er hört geduldig zu, hat Verständnis für alles und jedes, sagt den Frauen, wie toll und begehrenswert sie sind, lobt das von ihnen bereitete Essen und übersieht nicht die neue Frisur oder das neue Kleid. Betrüger und Hochstapler sind in gewisser Hinsicht praktizierende Nietzscheaner, die wissen: Das Leben will nicht in erster Linie Wahrheit, das Leben will sich gestalten, wenn es sein muss, mit Trug und Täuschung. Schon kleine Kinder geben den Clown, um bei ihren Erwachsenen eine ihren Bedürfnissen günstige Stimmung zu erzeugen. Eine lachende Mutter ist besser als eine missgelaunte. Sie wissen genau, was sie ihren Erwachsenen sagen müssen, um sie ihnen wohlgesonnen zu stimmen. So lernen wir alle beizeiten die Kunst der Maskerade, der Verstellung und des Betrugs. Ohne sie wäre das Leben wahrscheinlich noch weniger auszuhalten.

So lernen wir alle beizeiten die Kunst der Maskerade, der Verstellung und des Betrugs

***

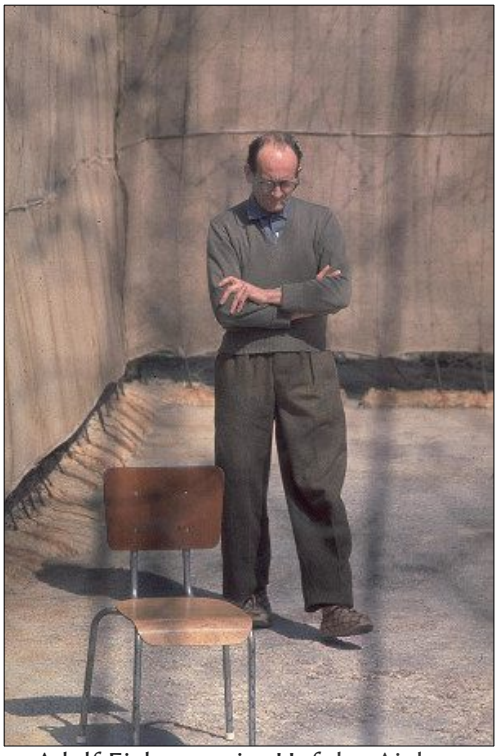
Nun ist Amanda Gormans Gedicht *The Hill We Climb*, das sie bei der Amtseinführung von Biden und Harris vorgetragen hat und um das es weltweit wegen der angeblich politisch und PoC-mäßig nicht korrekten Übersetzungen soviel Aufregung gab, in Deutschland in einer zweisprachigen Ausgabe erschienen. Die junge Dichterin ist inzwischen mit den Obamas befreundet, Oprah Winfrey schrieb ihr das Vorwort und führte ein Gespräch mit ihr,

sie durfte in der Pause vom Superbowl rezitieren und hat einen gut dotierten Verlags- und einen noch besser dotierten Modelvertrag erhalten. Und das alles wegen eines läppischen Gedichts, das aus einer Ansammlung von Plattitüden besteht: „Ein neuer Tag, und wir fragen uns, wo wir Licht finden sollen im nicht enden wollenden Schatten.“ Ohne diesen historischen Moment der Amtseinführung, für den sie nichts kann, wäre das Ganze bloß Kitsch. Mein Begriff von Kitsch habe ich Milan Kundera zu verdanken, der einmal in einem seiner Romane bemerkte, Kitsch sei „eine spanische Wand, hinter der sich der Tod verbirgt“.

Mich hat diese Art von Lyrik an eine junge Frau erinnert, die ich irgendwann einmal in einer Talkshow gesehen habe. Sie hieß Julia Engelmann - und war auch so: ein blonder Rauschgoldengel. Sie trug vor einem ergriffenen Publikum im Studio so einen Carpe Diem-Kram vor, der all den versammelten Arbeitstieren gut gefiel und sie teilweise zu Tränen rührte: „Seid das Original, keine Kopie!“, fordert Julia Engelmann. Sie wirkte eine Weile in einer RTL-Soap mit, ist inzwischen zum Youtube-Star avanciert und hat ihr Studium abgebrochen. Sie vermarktet sich offenbar perfekt und kann von ihren Internet-Aktivitäten leben. Hoffen wir, dass es mit Amanda Gorman nicht ganz so schlimm endet.

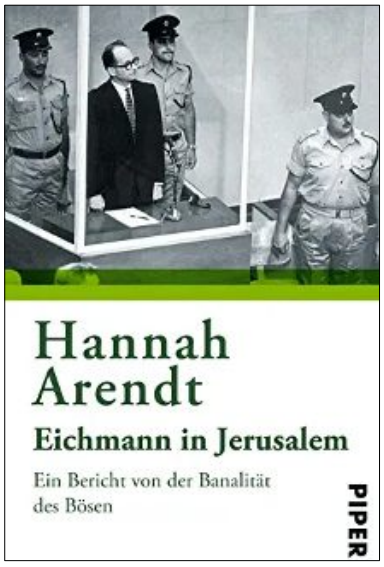
***

Am 11. April 1961, also heute vor 60 Jahren, begann in Jerusalem der Prozess gegen Adolf Eichmann, den Organisator des Massenmords an den Juden. Gestern Abend sah ich zur Erinnerung an dieses Ereignis den Film *Eichmanns Ende*, in dessen Zentrum die Gespräche stehen, die Eichmann mit dem niederländischen Nazi Willem Sassen geführt hat. Über Jahre hinweg traf man sich im Hause Sassen in Buenos Aires bei edlem Whiskey und Schnittchen und redete Klartext. Sassen nahm die Gespräche auf Dutzenden von Tonbändern auf, aus deren Abschriften er ein Buch machen wollte. Im Film kommt auch die Tochter jenes Willem Sassen zu Wort, die als kleines Mädchen die Besuche von Eichmann in ihrem Elternhaus miterlebte. Gelegentlich öffnete sie ihm die Tür, nahm seinen Hut und Mantel in Empfang und sagte: „Papa erwartet Sie.“ Saskia Sassen wurde eine bekannte linke Soziologin, die Bücher zu Fragen der Globalisie-



Adolf Eichmann im Hof des Ajalon-Gefängnisses in Israel (April 1961)
Foto: Milli John, Public domain, via Wikimedia Commons

rung und Migration geschrieben hat. Sie ist mit Richard Sennett verheiratet, einem meiner Hausheiligen. Wenn Eichmann in diesen Gesprächen irgendetwas bedauerte, dann den Umstand, dass er das Projekt der „Endlösung der Judenfrage“ nicht hatte zu Ende bringen können. Nichts ist für einen Bürokraten schlimmer, als eine ihm übertragene Aufgabe nicht zu Ende zu bringen. Im berühmten Glaskasten von Jerusalem erlebte man ein paar Jahre später einen anderen Eichmann, der Vieles nicht gewusst haben wollte und lediglich Befehle ausgeführt hatte. Der 2010 gestorbene niederländische Schriftsteller Harry Mulisch hat 1961 als Berichterstatter am Eichmann-Prozess teilgenommen. Aus seinen Beobachtungen entstand seine Reportage *Strafsache 40/61*, die 1963 auch auf Deutsch im Kölner DuMont-Verlag erschienen ist. Es ist ein sehr lesenswertes und kluges Buch, das weithin unbekannt und inzwischen vollständig in Vergessenheit geraten ist. Eichmann verkörperte für Mulisch den Prototyp des „Maschinenmenschen“, „der im Hitlerdeutschland seine fürchterlichsten Möglichkeiten demonstriert hat. In Jerusalem wird dieser Charakter in einem Glaskäfig gerichtet, aber in allen anderen Ländern der Welt läuft er frei herum …“ Zu Eichmanns Ausführungen im Glaskasten schreibt Mulisch: „Es ist die Sprache der Einkommensteuererklärung und Gerichtsprotokolle ins Wahnsinnige vervielfacht. Diese Art des Redens *ist* der Faschismus.“



Piper Verlag, 1.7.20211
Taschenbuch 448 S., 14 €
ISBN: 978-3492264785

Vergessen darf ich natürlich nicht, an das bahnbrechende Buch von Hannah Arendt zu erinnern. Auch sie nahm am Prozess teil und berichtete darüber in fünf Teilen für die amerikanische Zeitschrift *The New Yorker*. Später wurde daraus das Buch *Eichmann in Jerusalem – Ein Bericht über die Banalität des Bösen*. Die Formulierung von der „Banalität des Bösen“, wurde häufig missverstanden. Selbst Freunde verübelten ihr diese Formulierung. Denn Arendt war natürlich ungeachtet dessen der Ansicht, dass Eichmann der „größte Verbrecher seiner Zeit“ war, zugleich eben aber auch ein „Hanswurst“ und ein lächerlicher Bürokrat. Sie konnte den Lesern, die Eichmann gern als komplettes Monster gesehen hätten, das Erschrecken darüber nicht ersparen, dass dieser Mann von einer erstaunlichen Normalität war. Heiner Kipphardt brachte das später im Titel eines seiner Stücke so zum Ausdruck: *Bruder Eichmann*.

In vielen linken Bücherregalen wird sich Enzensbergers *Deutschland, Deutschland unter anderem* finden, ein Suhrkamp-Bändchen aus dem Jahr 1967. Da war Hans Magnus Enzensberger noch ein scharfsinniger Kritiker der deutschen Zustände und einer der theoretischen Köpfe der 68er Revolte. Später konvertierte er leider und verstieg sich im Jahr 2003 sogar zur Verteidigung der kriegerischen US-Intervention im Irak. In diesem frühen Bändchen findet sich der Essay *Reflexionen vor einem Glaskasten*, den man bei Gelegenheit mal wieder lesen soll-

te. Eine Gelegenheit wäre der 60. Jahrestag des Prozesses gegen den Mann im Glaskasten von Jerusalem. Das Foto von Eichmann in seinem Glaskasten, das damals um die Welt ging, erreichte mich auch in meinem Kasseler Elternhaus. Ich war zehn Jahre alt und betrachtete das Bild in der *Hessischen Allgemeinen*. Es prägte sich in mich ein und beschäftigte mich. Fragen, die ich meinen Eltern über diesen Mann stellte, gingen ins Leere. Warum war er in diesem Kasten gelandet? Warum stand er in Israel vor Gericht? Was hatte er getan? Gab es nicht um mich herum, in Familie, Schule und Nachbarschaft, jede Menge Männer, die aussahen wie dieser Mann? Noch musste ich mich mit diesem Schweigen abfinden. Mein Vater war tief in die NS-Geschichte verstrickt. Für ihn war Eichmann das, was sie einen „Kameraden“ nannten. Die Ressentiments gegen Juden hatten ihre weitgehende Ausrottung überlebt. Als er einmal Daniel Cohn-Bendit im Fernsehen sah, entfuhr es ihm: „An diesem rothaarigen Judenlümmel kannst du sehen, warum man die Juden Jahrhunderte lang verfolgt hat.“ Jahre später ließen wir unsere Väter und Mütter nicht mehr so leicht davonkommen. Antworten erhielten wir auch dann nicht. Wir mussten sie uns selber suchen und fanden sie in der Literatur derer, die Eichmann und Konsorten ins Exil getrieben hatten.

***

Friedrich II. hat, als ihm einmal ein Rat Voltaires missfiel, geschimpft: „Wenn ich eine Provinz bestrafen will, dann schicke ich ihnen einen Philosophen als Gouverneur.“ Es wundert mich, dass diesen Satz noch niemand im Kontext einer möglichen Kanzlerkandidatur von Robert Habeck zitiert hat. Friedrich meinte damit wohl: Wer gezwungen ist, politische Entscheidungen zu treffen, muss Komplexität reduzieren, den Zweifel irgendwann beiseite lassen und mit dem Nachdenken aufhören.

In ein paar Tagen soll de Entscheidung zwischen Baerbock und Harbeck fallen. Die Entscheidung bei den Grünen fällt entschieden souveräner und würdevoller als bei CDU/CSU. Das zumindest muss man ihnen zugute halten.

*

Gestern Abend sah ich Sarah Wagenknecht bei Lanz. Grund der Einladung war das Erscheinen ihres neuen Buches *Die Selbstgerechten*. Am Sonntag ist ein Kapitel daraus in der FAZ erschienen. Es beginnt so: „Doch, die gesellschaftliche Linke kann noch siegen. Sie kann Multis wie den Konsumgüterkonzern Unilever, zu dem die Marke Knorr gehört, in die Knie zwingen. Wegen der Rassismusdebatte in den sozialen Netzwerken, teilte das Unternehmen im August 2020 mit, werde der Knorr-Klassiker Zigeunersauce ab sofort unter neuem Namen als ‚Paprikasauce Ungarische Art‘ in den Supermarktregalen zu finden sein. Freilich, der verschlechterte Tarifvertrag, den Unilever fast zeitgleich zum heroischen Abschied von der Zigeunersauce den 550 verbliebenen Mitarbeitern im Knorr-Stammwerk Heilbronn mit der Dro-

hung aufgezwungen hatte, den Betrieb andernfalls ganz zu schließen, besteht unverändert. Er bedeutet für die Knorr-Beschäftigten Personalabbau, niedrigere Einstiegsgehälter, geringere Lohnsteigerungen und Samstagsarbeit. Anders als die Zigeunersauce hatte all das allerdings nie für bundesweite Schlagzeilen oder gar für einen Shitstorm der sich links fühlenden Twitter-Gemeinde gesorgt.“

Campus Verlag (14.4.2021)
gebunden, 345 S., 24,95 €
ISBN: 978-3593513904

Dieser Abschnitt kennzeichnet das Elend der Linken ziemlich präzise. Einer Linken, von der Wagenknecht sagt, dass sie eigentlich keine Linke sei, sondern eine linke Spielart des Neoliberalismus. Der Linken sei es einmal darum gegangen, die Menschen vor Armut, Demütigung und Ausbeutung zu schützen, die heutigen Lifestyle-Linken interessierten sich nicht länger für soziale und politökonomische Probleme, sondern vorrangig für Fragen des Lebensstils, Konsumgewohnheiten und moralische Haltungsnoten. Über weite Strecken liest sich Wagenknechts Text als Ergänzung meines Essays, der am 11. März 2021 unter dem Titel *Kult der Differenz*[1] in der Tageszeitung junge Welt erschienen ist. Bei Lanz verteidigte auch sie den Text von Thierse, der am 22. Februar in der FAZ erschienen ist.

***

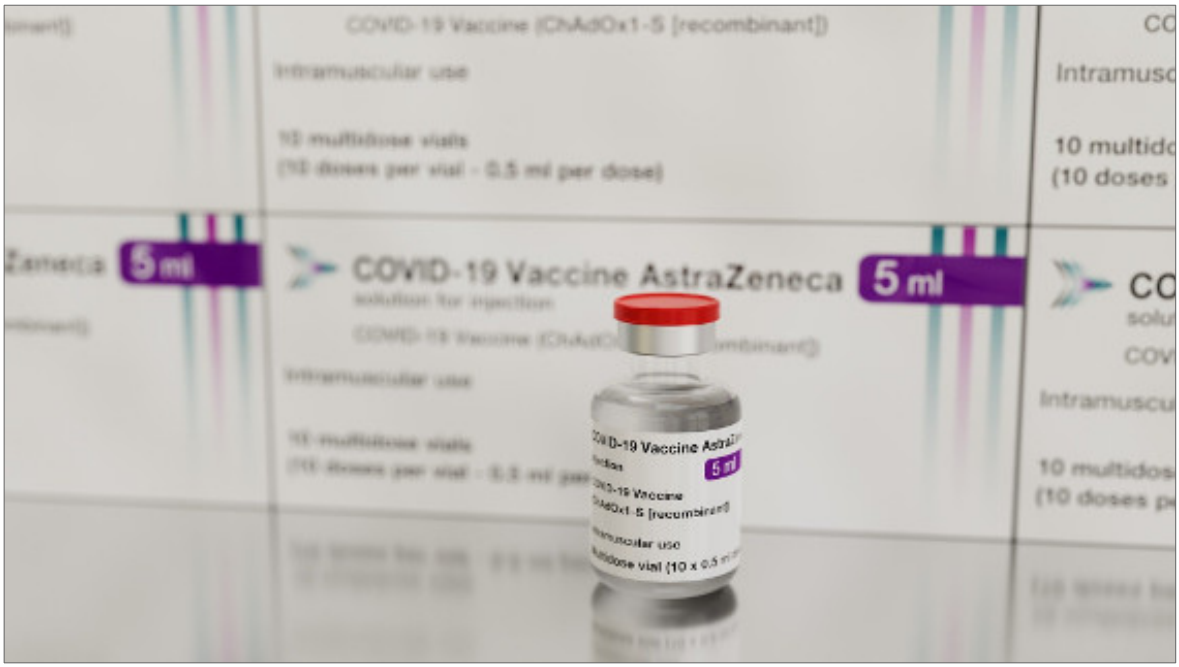


Bild von Paul McManus auf Pixabay

1 https://www.jungewelt.de/artikel/398216.identit%C3%A4tspolitik-kult-der-differenz.html?sstr=Eisenberg

In der Nacht zuvor hatte ich unruhig geschlafen, weil ich schon ein wenig aufgeregt war: Ich hatte meinen ersten Impftermin. In der Folge schmerzlicher frühkindlicher Erfahrungen sind ärztliche Termine für mich keine Lappalien, sondern stets mit einer gewissen Retraumatisierung verbunden. Auch stiegen in der Nacht vor der Impfung Bilder von den Schulimpfungen in den 1950er Jahren auf. Ein Bus hielt auf dem Schulhof und wir wurden der Reihe nach reingeschubst. Es herrschte damals noch ein rauer Kommandoton und das Ganze ging recht grob vonstatten. Die Polio-Impfung verlief vergleichsweise mild, weil der Impfstoff auf ein Stück Zucker geträufelt wurde, das man auf einem Löffel gereicht bekam und im Mund zergehen lassen konnte. Obwohl das alles ewig her ist und ich inzwischen auch viele gute Erfahrungen mit Ärzten gemacht habe, steigen die alten Ängste immer noch auf. Dagegen ist kein Kraut gewachsen.

Da das Wetter leidlich gut war, beschloss ich, mit dem Rad nach Heuchelheim zu fahren. Ein Bekannter hatte mir den Weg beschrieben: „Am Real vorbei und dann als geradeaus.“ Die Fahrt durch das Gewerbegebiet hatte etwas Surreales: eine Geisterstadt. Dann ging es rechts ein Stück durch freies Feld. Am Ortseingang von Heuchelheim fragte ich eine Frau, die ihren Hund ausführte, nach dem Impfzentrum. Ich fand es aufgrund ihrer Beschreibung dann auch prompt. Es ist im Obergeschoss eines ehemaligen Möbelhauses untergebracht. Draußen prangte noch ein Hinweis: Discount-Preise 50 %. Ich bezog das auf den Impfstoff AstraZeneca, mit dem man mich impfen würde. Im Eingangsbereich wurde ich von zwei charmanten jungen Damen in Empfang genommen, die meinen Ausweis sehen wollten, meinen Namen auf der Liste der Impfkandidaten suchten und fanden und mir dann eine Plakette auf den Pullover bappten, auf der „Impfling“ stand. Sofort und unwillkürlich fielen mir die „Winzlinge“ ein, denen Jonathan Swifts *Gulliver* auf seinen Reisen begegnete. Mit der Aufforderung „Jetzt die Treppe rauf und dann links, der Herr“ entließen sie mich.

Im Obergeschoss gerät man auf einen Parcour von gut ausgeschilderten und von Absperrgittern markierten Wegen. Ab jetzt wurde ich tatsächlich zum „Impfling“. Ich nahm in einer ersten Wartezone Platz und wurde nach einer Weile zur Anmeldung geleitet. Ein freundlicher junger Mann hinter einer Plexiglasscheibe nahm meine Unterlagen in Augenschein und überprüfte meine Krankenversicherungskarte. Dann drückte er mir ein Klemmbrett mit den Papieren in die Hand, das ich ab sofort überall mit hinzunehmen hatte. Ich landete in der nächsten Wartezone. In kleinen durchnummerierten Kabuffs versahen hier Ärzte ihre Beratungsaufgabe. Es waren in der Mehrzahl ergraute und kampferprobte Veteranen, die aus dem Ruhestand noch einmal zurückgekehrt sind und sich für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt haben. Ich landete bei dem einzigen jungen Arzt. Ich fragte ihn, ob ich trotz deiner iagnostizierten Venenthrombose im Bein mit dem umstrittenen Impfstoff geimpft werden könne. Die bei AstraZeneca vereinzelt aufgetretenen Sinusvenenthrombosen hätten einen völlig anderen Entstehungsmechanismus als eine Beinvenenthrombose. Man vermute außerdem gewisse hormonelle Einflüsse, die vor allem Frauen vor der Menopause beträfen. Aus seiner Sicht spräche also

nichts gegen die Verwendung dieses Vakzins. Er wünschte mir alles Gute und wies mir den Weg zu den Impfstraßen. In Impfstraße sechs wurde ich sofort von einer Krankenschwester in Empfang genommen und in eine Kabine geleitet. Auch sie begegnete mir ausgesprochen freundlich. Sie schaute auf meine Unterlagen und sagte, wegen des Blutverdünners, den ich einnähme, würde sie eine besonders dünne Kanüle verwenden. Sprach‘s und zog den Impfstoff auf. Sie führte den Stich so behutsam aus, dass ich ihn gar nicht mitbekam. Abtupfen und Pflaster drauf, und schon war alles erledigt. Wenn sich im Laufe der nächsten Stunden Grippe-Symptome einstellen würden, könne ich ruhig ein fiebersenkendes Mittel einnehmen.

Das heißt, alles war noch nicht erledigt. Zunächst wurde man angehalten, mindestens fünfzehn Minuten im Beobachtungsraum Platz zu nehmen. Ich setzte mich und begann, in meinem Notizbuch ein paar Eindrücke festzuhalten. Ein Leser des Gießener Anzeigers erkannt mich trotz der Maskierung und fragte, ob ich Stoff für die nächste Kolumne sammele. „Mal sehen“, erwiderte ich, „kann sein, dass ich etwas darüber schreibe.“ Er lachte und wünschte mir viel Erfolg. In wunderte mich, dass selbst die alten Leute, die um mich herum saßen, bis auf wenige Ausnahmen mit ihren Smartphones befasst waren. Ich sah niemanden, der Zeitung las oder gar ein Buch. Nach zwanzig Minuten stand ich auf reihte mich in die Warteschlange ein, die sich vor der „Ausgangsregistratur“ gebildet hatte. Dort wurden die Unterlagen gescannt und man erhielt eine Bescheinigung über die erfolgte Erstimpfung. Der zweite Impftermin wurde für Anfang Juli vereinbart.

Als ich nach rund einer Stunde das Gebäude verließ, sah ich am gegenüberliegenden Gebäude, das demselben Möbelhaus gehörte, zwei Hinweisschilder: „Warenannahme“ und „Warenausgabe“. Das könnte den ganzen Prozess charakterisieren, wenn nicht die Menschen, denen ich im Inneren des Hauses auf den verschiedenen Stationen des Parcours begegnete, so freundlich gewesen wären. Warum betone ich die Freundlichkeit der Menschen, die mir im Impfzentrum begegnet sind, so nach- und ausdrücklich? Weil Freundlichkeit in sachlich und beruflich vermittelten Kontexten keineswegs selbstverständlich und eher selten ist. Allen, die daran arbeiten, das Gesundheitswesen fabrikmäßig zu organisieren und dem Profitprinzip zu unterwerfen, sei noch einmal eindringlich gesagt: Ein gewisses Mindestmaß an Zwischenmenschlichkeit und persönlichen Beziehungen scheint unerlässlich zu sein, damit Menschen gesunden und gesund bleiben können. Wie eine Ware und von Waren ist Gesundheit nicht herstellbar.

Ich bestieg mein Rad und fuhr in die Stadt zurück. Unterwegs fiel mir ein, dass ich seit einem Jahr nicht mit derart vielen Menschen in einem Raum zusammen war, wenn auch natürlich unter Einhaltung sämtlicher Corona-Regeln. Hoffentlich habe ich mir das Virus nicht im Impfzentrum eingefangen. Das wäre ein echter Treppenwitz. Da Markttag war, besuchte ich meinen dortigen Lieblingsbäcker und erstand eine Platte Streuselkuchen. Die Verkäuferin deutete auf meine Brust und fragte: „Kommen Sie gerade vom Impfen?“ Ich hatte tatsächlich vergessen, die Plakette zu entfernen. Noch immer war ich ein Impfling.

Bild von congerdesign auf Pixabay

Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ **Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege**

☛ **Alle aktuellen Texte im GEW-AN *Magazin***